Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 17 (1949-1950)
Heft: 5

Artikel: Bemerkungen zum Humanismus J. K. Lavaters
Autor: Brod, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758785

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BEMERKUNGEN ZUM HUMANISMUS J. K. LAVATERS

VON MAX BROD

«Besser, das heißt Genuß verschaffender;
glücklicher, das heißt genießender.»
Lavater

«Niemals den seelzerschneidenden Blick des Argwohns, daß ich aus Eitelkeit handle, fürchten» — das ist eine der Maximen, die Lavater für sich selbst als Maß notiert, an einer Stelle seiner «Aussichten in die Ewigkeit — in Briefen an Herrn J. G. Zimmermann», im achten dieser Briefe, in dem seine Untersuchungen den Kaltschritt der prüfenden Vernunft zu verlassen beginnen und in siedende Verzückung übergehen. Die Maxime klingt ganz so, als habe der edle Mann sein künftiges Schicksal vorhergeahnt, das ihn vom Munde registrierender Philologen her so oft mit dem angehängten Zettelchen «eitel» erwartete. Dieses Epitheton fehlte denn auch auf der Zürcher Gedenkausstellung — anläßlich des Zentenariums der Revolution 1848 bis 1948 — nicht, wie der Gast kopfschüttelnd festzustellen hatte. Seltsam dieses Vorhersehen des eigenen Schicksals! «Allemal, wenn ich in meinem Pfarrstuhl stehe, erblicke ich hinten in der Kirche einen Mann» (so äußerte sich Lavater), «der mit einer Flinte nach mir zielt; und des Gedankens, erschossen zu werden, kann ich nicht los werden.» — Tatsächlich wurde er von einem Soldaten der französischen Revolutionsarmee bei der Eroberung Zürichs durch Masséna niedergeschossen, als er auf der Straße Verwundeten zu Hilfe eilte, und starb an den Folgen der Verletzung.

Ist es denn weiter erstaunlich, daß ein Mann, der über so besondere Kräfte des Ahnungsvermögens und einer über das Rationale hinausreichenden Erkenntnis verfügte (wozu auch seine Intuition des aus den Gesichtszügen lesbaren Charakters gehört haben mag), daß sich ein solcher befugt glaubte, das Allerseltsamste, das Wunderbarste in den Kreis seiner Erfahrung, seiner erlebten Sphäre miteinzubeziehen. «Jedes Talent», so urteilte Goethe über ihn, zur Zeit, in der er noch gerecht und willig ihm gegenüberstand, «jedes Talent, das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben.» Zweifellos besaß Lavater eine solche «entschiedene Natur-

anlage», die das andern Gemütern und Intellekten Faßbare fallweise weit hinter sich ließ. Es mußte auf andre, aber auch auf ihn selbst «magisch» wirken. Und deshalb ihn einen «Schwärmer» nennen? Es ist ganz ebenso ungerechtfertigt, wie wenn man ihn wegen einiger naiver Freude an der Wirkung «eitel» nennt. — Den Ausdruck «Schwärmer» hat er übrigens manchmal, nicht unironisch und im guten Sinn, akzeptiert, auf sich selbst angewendet. «Schwärmer meiner Art» schreibt er öfters. Und: «Ich weiß, daß dieser Treusinn Schwärmerei heißt.» Eitelkeit aber hat er unerbittlich bekämpft, an sich und andern. Die Stellen seiner Schriften, in denen er sich dem Leser gegenüber unverstellt-demütig präsentiert, sind nicht zu zählen. «Wenn ich, der Unmusikalische, plötzlich Musik verstünde . . .» heißt es einmal in einem seiner köstlichen Gleichnisse. Schreibt ein eitler Mensch dergleichen? Und in der Vorrede zum zweiten Buch der oben zitierten «Aussichten in die Ewigkeit» gibt er ohne weiteres Fehler zu. «Ich muß gestehen, daß, da ich den ersten Band der «Aussichten» schrieb, meine Begriffe noch viel unreifer, viel unzusammenhängender und wankender waren als izo; damals tat ich, was ich konnte; und izt tue ich wieder, was ich kann.» Schreibt ein eitler Autor dergleichen? Und in derselben «Vorrede» zum zweiten Band warnt er seine Leser, «andere, weniger geübte, die der Titel ‚Aussichten in die Ewigkeit' allenfalls locken mögte, vor dem Kaufe und dem Lesen dieser Schrift zu warnen». Wenige Zeilen später verlangt er von den Lesern, «sie sollen sich durch keinen entscheidenden Ton, wenn ich je wider Willen in einen solchen verfallen sollte, blenden lassen». Ueberall möge ein «vielleicht» und «vermutlich», das er nicht «in allen Zeilen wiederholen könne», mitgedacht werden! Aeußert je ein eitler Philosoph dergleichen? Und wie weit ist es von dem Fanatismus entfernt, den man so bitter ihm zuschreibt und den er vielleicht nirgends als in seinem unglücklicherweise öffentlichen Briefwechsel mit Moses Mendelssohn entwickelt hat. An anderer Stelle aber sagt er so schön wie deutlich: «Religion ist Gewissenssache; wer sie zwingt, zerstört sie.»

Zum Thema der «Eitelkeit» und «Wirkung auf viele» sei nachgetragen, daß er sich ungehörigen Rückwirkungen auf diesem Feld recht energisch zu entziehen wußte. In seinen «Herzens-Erleichterungen» läßt er alle, die ihm Manuskripte, Subskriptionen, Avertissements und «alle solche Missive» schicken, freimütig wissen: «Mit allem dem kann ich mich weder wenig noch viel beladen. — Euer sind viele und ich bin Einer». An einen schlechten Dichter schreibt er mit allem Nachdruck, er möge ihm nicht mit Verbesserungen kommen, er habe bestimmt kein Talent und er (Lavater) wolle ihm «das Hühnerauge der Versemacherei ausschneiden». «Manum de tabula» ruft er ihm zu, was ich in dem mir vertrauteren österreichischen Dialekt nur als «Hand

von der Butten!» wiedergeben könnte. Das ist von herzerfrischender Eindeutigkeit.

«Eitelkeit» also, «Schwärmerei» und «Fanatismus» — das sind die drei Vorurteile, die man zunächst gründlich abzulegen hat, will man sich der reinen Gestalt nähern, in der Lavater eine bestimmte Seite der Humanität verkörperte. Es ist ja seltsam, wie durch solche Vorurteile, die von einer Literatur- oder Kunstgeschichte zur andern übernommen werden, der Wahrheit durch Generationen hindurch ein Bein gestellt wird. Man muß erst aufräumen, ehe der Weg sich zeigt. So etwa hieß es einst über Brahms jahrzehntelang mit ermüdender Regelmäßigkeit (in meiner Jugend habe ich solche Kritiken zu Dutzenden gelesen), seine Werke seien «kalt», «mathematisch berechnend». Heute würde sich jeder, sogar ein Musikkritiker, schämen, so etwas verlauten zu lassen. Das Seltsame ist nun, daß in solchen Fehlurteilen sogar ein winziger Rest eines richtigen Aperçu mitenthalten sein kann, der dann freilich nur als besonders charakteristische Schönheit in das ganz anders zentrierte Gesamturteil einzugehen hätte. Dann erst, durch solche Integration, entsteht das wahre, komplizierte Bild, das im Fall von Brahms, roh formuliert, etwa «ungeheure Leidenschaft bei stärkster Zurückhaltung gegenüber dem Formlosen» aussagen müßte. — Was nun an Lavater gerade ganz besonders zu bewundern ist, das ist sein Gefühl für komplexe Tatbestände, für die schwächsten Dosen des scheinbar Entgegenwirkenden, die sich einem Gesamteindruck einflechten. Einer der großartigsten Sätze, die mir bei ihm aufgeleuchtet sind, lautet:

«Noch keinen Sterblichen habe ich ganz falsch gefunden, so wenig als einen ganz wahr. Kein Mensch kann täuschen ohne Wahrheit. Das Wahre, wodurch der Irrer und Täuscher täuscht, herauszufinden, das ist unser würdig, lieber Wahrheitsfreund.»

Und im Verfolg dieser Grundidee macht er eine wahrhafte Entdeckung auf dem Gebiet, auf dem so selten mit zarter Hand und doch in die Tiefe gegraben wird, ich meine: auf moralischem Gebiet. Er entdeckt nämlich, wenn er über einen Schurkenstreich verzweifelt, daß der Schurke oft «nur ein Schwärmer oder ein momentaner Narr war. Diese Entdeckung einer *momentanen Narrheit,* vor deren Anwandlung sich auch die Weisesten, Besten, Heiligsten nicht verwahren können, hat mir beruhigenden Aufschluß über die sittliche Natur des Menschen gegeben. Freilich, der Menschenkenner muß wissen», welchen Anwandlungen dieser oder jener Mensch oder ganze Klassen am leichtesten ausgesetzt sind. Aber die «momentanen Erznarren» sind doch, auch das muß er wissen, «dieser und jener großen Taten und Gedanken fähig — dieser und jener Niedertracht unfähig».

Dabei bleibt er von Kompromißlerei weit entfernt. Er sieht das Komplizierte, die gemischten Erscheinungen nimmt er geduldig ins Herz auf — aber wenn einmal etwas ganz groß und über alle Mischung erhaben ist, dann verlangt er nicht bloß unbedingte, sondern sofortige und intuitive Zustimmung. Das Gemischte wird niemals ein Denkschema für ihn, das ihm den Blick für das Untadelige stumpfen würde. Hier eines seiner Kernprinzipien:

«Wer gewisse, entschieden gute, ganz reine, ganz treffliche, unmittelbar einleuchtende Dinge nicht schnell sieht, sieht sie nie oder selten recht und ganz. Wer für den ersten Eindruck des Besten... keinen Sinn hat, der mag sonst ein weiser, denkender, gerechter, vielleicht auch edler Mensch sein: zu den Nathanaelen, wenigstens von der ersten Größe, gehört er nicht.»

Das entschiedene Urteil, mit den zartesten Erwägungen entgegenstehender Art verbunden und doch durch sie nicht getrübt, nicht um die Entscheidungskraft betrogen — das kennzeichnet Lavaters sehr schwierig zu fassende, ja in sich widersprüchliche Besonderheit, die ihn, den Bekämpfer der Aufklärung, doch gleichzeitig in vielen Stücken rational sein ließ (einmal spricht er von Jesus als von dem «Philosophen von Nazareth»); eine Besonderheit, in der wörtliche Schriftgläubigkeit durchaus vorherrschte und dabei dennoch der Vernunft und der Erfahrung ehrenvoll erhöhte Plätze gewahrt blieben. — Die «göttlichen Schriftsteller» (so meint er) «sagen uns nichts, dessen sich die wahre ächte Vernunft zu schämen hätte». In ihm findet sich eine Begeisterung für das Extreme, für das «zuviel», verschwistert mit sanfter Besonnenheit — eine Selbstzucht, die bis ans Asketische geht und die dabei doch als höchste menschliche Eigenschaft gerade das *Genießen* anspricht.

Es ist das schwerste Problem bei der Betrachtung der Gestalt Lavaters, diesem Element des «Genießens» gerecht zu werden, das zweifellos ein Erbe der Rokoko-Zeit, wenn auch ein sehr transformiertes Erbe, darstellt. Nun sind die Worte «Genießen, Genuß, Glück» offenkundig in jenen Tagen mit einem etwas anderen Beiklang ausgesprochen worden als in unserer Zeit, in der sie (seit Kant) eine Bedeutungsverschlechterung nach der materiellen Seite hin erfahren haben mögen. Man lese etwa den lehrhaften Brief über das Gute, den J. J. Rousseau am 4. Oktober 1761 aus Montmorency an den Herrn von Offreville richtet. «Die Tugend gibt nicht das Glück, aber sie allein lehrt, es zu *genießen*» heißt es da. Und: «Die Tugend schützt nicht vor den Uebeln dieses Lebens und verschafft nicht die Güter desselben (das tut auch das Laster mit all seinen Listen nicht), aber sie läßt die einen geduldiger ertragen und die andern reiner und schöner *genießen.*» Noch weiter in dieser Richtung, die um ein Haar mit epi-

kureischem Eudämonismus verwechselt werden kann und doch etwas ganz anderes ist (nämlich eine Ausweitung der Seele, kein angstvolles Sich-Bewahren), geht Lavater in seinen unschätzbaren «Vermischten unphysiognomischen Regeln zur Menschenkenntnis»:

«Wie die Media des Selbstgenusses, wie die Gegenstücke seiner Liebe, so der Wert, der Charakter, die Existenz, die Seinsart des Menschen, wie sein Du, so sein Ich. Lerne das Du des Menschen erkennen, so hast du sein Ich erkannt.» — «Wer widersprechende, unvereinbare, sich selbst aufhebende Media des Selbstgenusses sucht, ist ein Tor und ein Sünder. Sünde und Widerspruch mit sich selbst ist Eins.» — «Je weniger du genießen kannst, desto ärmer und dürftiger bist du; je mehr der Genuß dich genussesfähig macht, desto weiser genießest du; je mehr der Genuß dich genußunfähig macht, desto törichter.»

Und an anderer Stelle charakterisiert er einen ihm fremden Typ:

«Er scheint mir, einen köstlichen Sinn, jenen siebenten Sinn für die unsichtbare Welt nicht zu haben, durch welchen Schwärmer meiner Art täglich besser und glücklicher werden. Besser, das heißt, Genuß verschaffender; glücklicher, das heißt, genießender.»

Sein Programm gibt er in einer Skizze, in der er von «Geisterseherei, Zauberei» (wenn auch nur mit großer Behutsamkeit) abrückt — übrigens auch gegen Cagliostro Bedenken äußert, so daß Goethes Bemerkung zu Eckermann über diesen Punkt (17. Februar 1829) schwer verständlich erscheint. In diesem Programm verlangt Lavater, eigentlich ganz im Sinne Goethes: «Ich will besser, lebendiger, froher und freier, unabhängiger von Dingen außer mir, selbstgenußfähiger, Gottes gewisser, der Unsterblichkeit sicherer werden», und von den Geistererscheinungen ist seine Meinung, daß «am Ende nichts, das ist: kein wahrer Vorteil, kein beruhigender Genuß, keine Erhebung des Geistes, keine wahre Gemeinschaft mit höheren Naturen dabei herauskomme».

Das ist, sollte man glauben, in der Sache selbst deutlich genug. Nur das Argumentieren mit den Begriffen «Genuß», «Selbstgenuß» kann etwa irreführen; aber hier hängt eben alles daran, daß man die geistige und humanaltruistische Art dieses Genusses und dieser Lebensklugheit («Der Weiseste ist mir der Göttlichste» heißt es, ganz im Stil Lessings) sowie ihre scharfe Eingrenzung oder Bestimmung durch das Du-Erlebnis, die Nicht-Isolierung ins Erkennen bekommt. «Isoliertheit und Narrheit sind die reinsten Synonymen, die ich finden konnte» heißt es bei Lavater mit einer fast wörtlichen Antizipation der Lehre Kafkas — so wie die oben zitierten Sätze über das «Ich» und «Du» Martin Bubers Erkenntnisse vorausnehmen. Noch deutlicher in folgendem Diktum: «Es gibt keinen Gott außer uns, wenn es keinen in uns gibt. *Ohne Du kein Ich; wie dein Du, so wird ewig dein Ich*

sein.» — Es ist Feuerbachs Wahrheit ohne Feuerbachs unheilvolle Skepsis.

Lavater ist kein Skeptiker, wohl aber ein Champion der forschenden Erfahrung, deren Rahmen möglichst weit zu ziehen, ja völlig frei und offen zu halten sein frommer «Selbstgenuß» gebietet. Er bemüht sich, Fakta, auch die damals erstaunlichsten (Mesmer), nicht a priori zu verwerfen. «Wir wollen Männer sein, nicht Memmen. Auf Tatsachen gründe sich unsere Philosophie.» Die Grenze zwischen «Natürlichem» und «Wunder» ist für ihn dabei eine wechselnde, verschwimmende. Aber sie ist nicht etwa unbestimmt. *Das Individuum in jedem konkreten Einzelfall kennt diese Grenze!* Nimmt man das Einmalige, Erstaunliche weg, so bleibt — und hier spricht Rousseau mit — eine «beschnittene Hecke», nicht aber «der heiligste, vollträchtigste Naturhain, der keine Schere sah.» Vom gleichen Standpunkt aus verteidigt er grimmig genug das «zuviel» des Künstlers, wobei uns nur gerade seine Exemplifikation auf Raffael einigermaßen verlegen macht.

«Nehmt Raphael seine an Kälte und Härte grenzende Bestimmtheit, Rubens die übernatürliche Luxuriosität seines Kolorits ... zieht dies Zuviel, das euch drückt, von jedem ab; rektifiziert und reguliert diese Menschen nach eurem Sinne; was wird herauskommen? Eure selbsteigne schöne flache nützliche, mir freilich ganz rechte, honette Gemeinheit.»

Aus solchen Erfahrungen hervor, vor allem aber aus dem Wissen darum, daß die Kausalstruktur der Welt nicht ihr Letztes ist, daß diese Fessel der Notwendigkeiten durch Phänomene der *Freiheit* zerbrochen und gelöst, ja aufgelöst werden kann, konstituiert sich sein Gottesglauben, der ein wahrhaft humaner Gottesglauben an den «freitätigen Chef willkürlicher Wesen» ist. Diese recht vertrackte Ausdrucksweise meint gleichwohl den Herrn einer Welt, in der es den aus freiem Willen das Gute wählenden Menschen, also das Humane kat' exochen gibt. Hier scheint die Achse von Lavaters Weltschau sich unverhüllt darzubieten:

«Wer keinen einzigen, freitätigen Chef willkürlicher Wesen, keinen Souverän des Schicksals, keinen allmächtigen Entgegenarbeiter gegen den allgemeinen Druck der Natur, keinen Besieger der Notwendigkeit, keinen Befreier von den Wirkungen zerstörender Kräfte erkennt ... oder es für unmöglich hält, daß beschränkte Wesen dem allgemeinen Zwange der Notwendigkeit und des Schicksals unter der souveränen Direktion eines Einzigen mit entscheidendem, überwiegendem Erfolge entgegenarbeiten, der ist, er mag sich einen Namen geben, wie er will, oder auch keinen Namen geben, nichts mehr und nichts weniger als ein Heide.»

Und im schroffen Gegensatz zu solch heidnischer Niederung sieht er das Gebirge des Glaubens aufgetürmt, von dem er in seinem «Wörtchen über sittlich-religiöse Quacksalberei und Geistesstärke» unter Bezugnahme auf den alten Schlachtruf des Humanismus («Nil humani...» usw.), und wie man wohl sagen muß, in klarem absichtlichem Mißbrauch dieses Rufs, dartut:

«Jeder Glaube ist Aberglaube oder Unglaube, der nicht reinlebendige Seelenkraft und Energie ist. Es ist alles nichts, bis wir etwas so glauben können, daß der Glaube den Effekt des Wissens, die Bestimmungskraft des Anschauens hat. Diese Kraft aller Kräfte wird nicht ohne heißen Schmerz geboren. Dieses Kleinod muß lange gesucht werden, ehe es gefunden wird; aber mit ihm ist dann auch Alles gefunden. Kein Preis ist zu teuer für diese Perle, für diesen weißen Stein mit dem neuen Namen, den Niemand kennt, als wer ihn empfängt, kein Kampf zu schwer. Wir müssen glauben, das Unerringbare erringen zu können; was Menschen errungen haben mit Kampf oder Ruhe, das muß uns nicht unerringbar scheinen. Nil humani a nobis alienum putemus, das heiß ich wahres Leben, Kraft, Geistesstärke. — Laßt uns Menschliches nichts unmöglich nennen und fremd! — Was ist alle Moral, Geschichte, Philosophie ohne die Grundüberzeugung: Nil humani a me alienum! — Wir können, was gekonnt ward, und wenn gerade das nicht, wenigstens etwas ebenso Gutes, wo nicht Besseres. Die Wolke von Glaubenszeugen ist wenigstens ein positiveres Phänomen als der unbewölkte Himmel von negativen Räsonnierern...»

Das Große pflegt meist weniger im Prinzip zu liegen als in den lebendig gezogenen Konsequenzen. Und das eigentlich Heilsame, gerade für unsere liebesdürre Zeit Wichtige eröffnet sich wohl gerade in den Konsequenzen, die Lavater seinem Gottesglauben entnimmt. Welch ein Bild des höheren Menschen steigt aus den Schriften dieses Gesetzgebers hervor, der kein Zarathustra war und nicht den groben Superlativ, wohl aber in aller Demut die Tafeln eines himmlischen Menschen, voll von Güte, von Verständnis für die Umwelt schuf. Es ist ganz unmöglich, von der Feinheit, von der mit allem Humor und aller Detailkraft des großen Schriftstellers geschauten Sinnfälligkeit dieses Menschenideals, das Lavater hinstellt, eine Vorstellung zu geben, ohne auf die Bücher des so verkannten Meisters selbst zu verweisen. Ich zitiere nur wenige Beispiele seiner engelhaften Weisheit:

«Wer... mehr gibt als er verhieß, größer handelt als er hoffen machte, nicht nur vergab, sondern noch wohltat und dem, dem er gab, vergab und nachließ, ihn à son aise und außer Verbindlichkeit gegen ihn setzte, auf alle Ansprüche an ihn Verzicht tat, gar nichts von dem allem mehr wissen wollte, sich um dieser Manier willen

Etourdi, Dummkopf, Narr, oder wohl Heuchler, Tartüffe, Erzschurke, Satan nennen und sich durch all dies nicht irre machen läßt, seinen geraden edlen Weg fortzugehen, in dessen Schoß möchte ich allen Kummer und alle Sorge des Lebens vergessen und in dessen Freundschaft mich glücklicher schätzen als im Besitz von Königreichen.»

«Findest du einen Menschen, der absprechen könnte und nicht abspricht, so halt ihn höher, als Martial den hält, der gute Verse machen könnte, aber keine macht.»

«Kein Heiliger, der je kanoniert worden ist, ist heiliger als der Kenner ohne Kenner-Air, der dezidieren könnte und nicht dezidiert, der tranchieren könnte und nicht tranchiert, alles um sich her gleichsam vernichtigen könnte und allem Leben und Wert zu geben weiß.»

«Es gibt eine dreifache schweigende Taubheit, die eines Schalksnarren, die eines Satans, die eines Gottes. Wer göttlich, das ist, mit erhabener göttlicher Absicht, mit Gottesruhe schweigen und sich um dieses Schweigens, dieser scheinbaren Taubheit willen, mißkennen, schief beurteilen und als hart verdammen läßt, und den Moment der Enträtselung zuversichtlich abwarten mag, wo sein Schweigen als edel und groß und liebevoll anerkannt werden muß, liebevoller als das beredteste Sprechen, der gehört zu der ersten Klasse der Erstlinge der Menschheit.»

Oder einmal auch negativ gewendet, mit so furchtbar treffender Einsicht in das Dämonische, als hätte er in unserem Jahrhundert gelebt:

«Nichts ist so furchtbar wie Grausamkeit ... Wer einmal wissentlich gegen die Unschuld einen Finger geregt hat, wird sie unaufhörlich verfolgen, unaussprechlich quälen und im Fortgehen sich immer wie vom Anfang so vom Ende seiner Grausamkeit entfernen.»

*

Mit seinem schön gezeichneten Mund, mit der großen geschwungenen Nase, die gleichsam immer auf Witterung übersinnlicher Welten aus war, mit den großen klaren sanften Augen und dem vorgebeugten Gang seines langen, abnorm magern Körpers (als «Kranich» läßt ihn Goethe auf dem Blocksberg auftreten) bewirkte er in jeder Gesellschaft, laut Goethes Wort, «die angenehmste Sinnesberuhigung». Sein Erfolg war sensationell; doch ebenso groß die Verspottung durch Mystifikatoren aller Art, die sich an ihn herandrängten, und durch überwache Kritiker wie Lichtenberg. Selbst Hamann, der ihm wohlwollte und der ihm an wildwuchernder Blumigkeit des Stils nichts nachgab, beantwortete die Uebersendung eines seiner Gedichte «Durst nach Christuserfahrung» mit den einigermaßen abkühlenden Briefworten: «Ihr Durst ist mein Frühstück gewesen.» Mit seiner Naivität

und Unmittelbarkeit, ja Ueberstürztheit, rannte eben Lavater überall gegen Wände. Und dennoch wurde den Menschen wohl in seiner Nähe. Goethe, der sich mit «Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten» schon bei der frühen Rheinreise «mit Geist- und Feuerschritten» von ihm und Basedow distanzierte, schrieb ihm dann doch die ergreifenden Sätze: «Hauche mich mit guten Worten an und entferne den fremden Geist. Der fremde weht von allen Seiten der Welt her und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer.» Lavater konnte jenen Geist, der Goethen fremd, für Lavater aber das einzige Leben war, nicht entfernen. Und so kam es zum Bruch Goethes mit ihm, wie vorher mit Klopstock, nachher in gelinderem Maße mit Fritz Jacobi. Goethe wußte sich eben lästige Ratgeber mit Energie vom Leibe zu halten — er fühlte überdies tiefschmerzlich genug, daß er mit diesem Bestehen auf dem eigenen Weg, dem Abweisen ihm ungemäßer Einflüsse zwar sein Gesetz erfüllte, aber ringsum manches zerstörte, so im Jacobischen Kreis zu Pempelfort, über den es («Campagne in Frankreich») heißt: «Meine heftige Leidenschaft für das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche *gehässige Ungezogenheit* gegen irgendein scheinbar falsches Streben.» Es war seine mephistophelische Periode. «Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt ich das böse Prinzip spielen ... Doch kann ich nicht leugnen, daß ich durch diese böse Manier mir manche Person entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.» Lavater gehörte zu den Entfremdeten. Kein Frieden mehr zwischen dem Berg und der Gironde! Und wenn es auch vielleicht übertrieben ist, was Goethe 1786 im Gespräch mit S. G. Dietmar bemerkt: «Lavater hat dem Versucher Christi in der Wüste, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie gegeben» —, so tritt doch erst wieder in den «Wahlverwandtschaften» die innere Bruderschaft der beiden gewaltigen Männer hervor; aber damals lebte Lavater nicht mehr.

Man denkt allzu ausschließlich an die Ablehnung, die Lavater durch Goethe in einem gewissen Stadium von dessen Entwicklung erfahren mußte; — diese Ablehnung hat wohl auch Nachruhm und Nachwirkung unseres Physiognomen beeinträchtigt. Es wäre Zeit, dies zu revidieren — zu geistigen Führern aus dem Sumpf des Heidegger-Sartreschen Existentialismus sind heute wenige so tüchtig wie Lavater. Man kann auf ihn nicht verzichten. Man denke weniger an Goethes Gegnerschaft als an sein Wort aus der guten Zeit: «Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht.» Der Eindruck, den er machte, muß gerade in seiner hemmungslosen Mannigfaltigkeit und Verzweigtheit bei einheitlicher Grundströmung ein hinraffender gewesen sein. Von seiner «scharfzarten Bemerkungsgabe», die Goethe ihm nachrühmt, sind

große Zeugnisse geblieben wie der Brief über Erziehung an eine Freundin: «Zu oft und zu heftig.»

«Ein württembergischer Landpfarrer sagte mir einst viel mehr, als er zu sagen glaubte, mit dem einzigen Worte: Meine Schüler lernen deswegen so leicht die lateinische Sprache bei mir, weil ich in jedem Thema höchstens zwei Fehler korrigiere. Anfangs ließ ich es bei einem einzigen bewenden ... Weniger, meine liebe Freundin, und sanfter; von zehn Worten E i n e s, meine Liebe, und dieses um eine Oktave tiefer, gelassener, lässiger, nur wie nebenhin geworfen.»

Und wie die Doktrin, so ist auch der ganze Stil, in dem dieser Volksmann sprach, äußerst persönlich, voll von Hapaxeiremenen, die er namentlich für das von ihm verworfene Sentimentale bereit hat, für das «Andächteln», das «Weineln», das «Ausförscheln». Und mächtig fährt er einmal los: «Wenn mich heute Unglauben wie ein Waldwasser beströmte ...» Nicht nur in der Reinheit der Gesinnung, auch mit seiner Sprachgewalt steht er neben den großen Erziehern Pestalozzi und Gotthelf.

Alles drängte ihn zum Eingreifen ins reale Leben. Er beginnt mit einer Streitschrift, die den Sturz eines ungetreuen Beamten zur Folge hat, und er endet mit rasanten Anklagen gegen den Terror der französischen Revolution, die ihm ursprünglich willkommen war: «Wie liebe ich Cicero (den ich übrigens weniger liebe als viele andere) für das Wort: Ich kann jene nicht ertragen, die Friedensliebe im Munde führen, damit jedoch ruchlose Taten beschönigen.» Und crescendo: «Noch mehr als aller Despoten Monarchismus verabscheue ich eine Mörderrotte, die mit aufgehobenem Dolche Freiheit gebeut. Ich höre nicht gerne eine Gassenhure von Scham und Keuschheit sprechen, aber noch weniger eine Prostibulum von Tyrannei und Freiheit.» Für diese kühnen Worte trifft ihn die Strafe der Deportation, die ihn in jenen idyllischen Zeiten freilich nur von Zürich nach Basel brachte — aber eben doch Deportation durch die neuen französischen Herren war. — Es ist begreiflich, daß ein Mann, der Geist und politische Tätigkeit als Lebenseinheit sah und fühlte, auch den heiligen Schriften keinen rein-geistigen Sinn unterlegen mochte. Er bestritt jene Hermeneuten, die die Weissagungen der Propheten «eher von der zukünftigen himmlischen Glückseligkeit außer der Erde verstehen» möchten. Nach seiner Meinung haben die Propheten wie auch Jesus eine Zeit verkündet, in der «auch eine Menge irdischer Güter gemein werden sollen». Und er fragt: «Hat nun das Evangelium alle diese Begriffe verändert? Hat es die durchgängige Erwartung der Jüdischen Nation als ein Vorurteil widerlegt? Hat es gezeigt, daß nur alles geistlich verstanden werden müsse? Man zeige mir die Stellen, wo das geschiehet!»

Die vorstehende Bemerkung mag *exegetisch* richtig oder falsch sein:

sie charakterisiert jedenfalls eine wesentliche Seite des Mannes, und um mehr ging es mir in diesen Notizen nicht, die nicht im Entferntesten eine Darstellung der *gesamten* Person Lavaters sein wollen. Fehlt doch die Würdigung seiner Lyrik wie seiner «Physiognomischen Fragmente», welche bei den Zeitgenossen seinen Ruhm begründeten. Es fehlt dieser kleinen Studie auch jede Stellungnahme zur Theologie Lavaters, die mit ihrer christlichen Glaubenslehre zweifellos seine zentrale Position ausmachte. Das Voranstehende hat nur die Absicht, einen Hinweis auf die erzieherisch-literarische Vollgiltigkeit einer heute verdunkelten Gestalt zu geben, deren leitendes und helfendes Wort vielleicht noch nie so benötigt war wie in unserem verworrenen Interregnum des brutalen, oberflächlichen Draufloswirtschaftens.